



Von Jasmin Huber und Sara El basbasi

18. November 1598

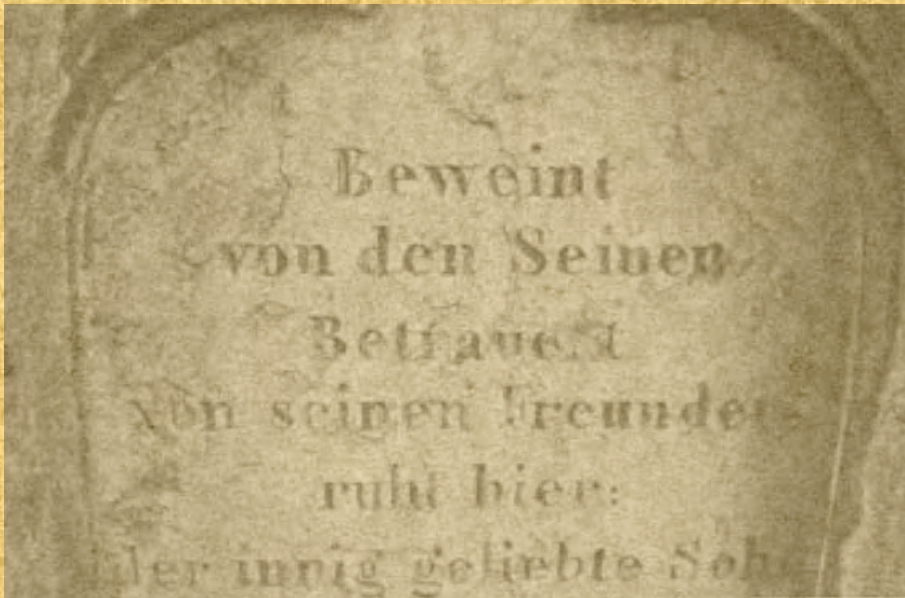
Schmerz!



Meine Beine fühlen sich an wie Blei, meine Arme sind taub. Mein Herz weint, meine Seele brennt. Unfähig etwas zu sagen, schreibe ich meine Gedanken und meine Trauer nieder.

Das Liebste, das ich hatte, wurde mir genommen. Der Vater des Kindes, welches ich unter meinem Herzen trage, ist tot. Für immer!

Ich sehe keinen Ausweg, bin verzweifelt, weil ich nicht weiss, wie es weitergehen soll. Doch all diese Probleme sind nichts gegen den Schmerz, den ich empfinde. Ich darf nicht um diesen Mann weinen. Er hat einen Platz in meinem Herzen, aber ich darf meine Trauer nicht zeigen.



Er war nicht mein Mann, nicht einmal im entferntesten. Er war ein Diener Gottes. Luc wollte seinen Traum für mich aufgeben, doch er konnte nicht. Ein uneheliches Kind! So etwas darf und wird es niemals geben in seiner Familie.

Noch bevor er es seinen Eltern gestehen konnte, wurde er auf brutale Art aus dem Leben gerissen.

Während ihm die Kehle durchgeschnitten wurde, starb ein Teil meiner Seele.

Am liebsten würde ich ihm folgen, die Trauer vergessen, für immer gehen. Doch ich muss leben. Ich muss unserem gemeinsamen Kind das Leben schenken. Das bin ich ihm schuldig.

Wenn da nur nicht die Angst wäre, eine abgrundtiefe Angst um unser Kind.

21. November 1598



Ich bin so erschöpft. Das ist schon die dritte Nacht, die ich nicht in meinem Bett, sondern am Grab von Luc verbringe. Geduckt kauere ich vor seinem Grab und schreibe. Das könnte mich mein Leben kosten, doch ich muss dieses Risiko eingehen. Wenn ich mich nicht von Ihm verabschiede, werde ich seinen Tod wahrscheinlich nie richtig begreifen.

Gestern war die offizielle Beerdigung von Luc, auf der ich mich unter keinen Umständen zeigen durfte. Ich ging wie gewohnt zur Arbeit, schlich mich jedoch unbemerkt aus dem Atelier und versteckte mich auf dem Friedhof hinter einer Säule. Ich zitterte vor Angst, während ich weinte vor Trauer.

Langsam werde ich mich seines Verlustes bewusst. Doch ich muss mich zusammenreißen und meinen gewohnten Alltag wieder aufnehmen. Einen Schmerz zu verdrängen ist nicht gut, doch daran zu Grunde gehen, auch nicht.

09. August 1599

Ich habe lange Zeit, genau gesagt, seit dem 21. November 1598, nicht mehr Tagebuch geschrieben. Ich fühle immer noch gleich wie in dieser Winternacht, doch äusserlich bin ich eine starke Frau geworden, die niemandem ihre Gefühle anvertraut. Dir kann ich vertrauen, nur dir.

Weshalb ich so lange nicht geschrieben habe, wirst du jetzt erfahren. Es ist nicht leicht für mich, doch ich werde dir nach und nach mein ganzes Leid erzählen. Ich möchte nicht alleine sein mit diesen Erfahrungen, doch ich kann sie keinem Menschen anvertrauen. In den vergangenen Monaten habe ich eines gelernt: Vertrau niemandem, nur dir selbst, und in meinem Falle auch meinem Tagebuch.



21.-30. November 1598



Als ich mich endgültig von Luc verabschiedet hatte und geduckt zum Friedhofstor schlich, sprangen ver mummt e Gestalten aus den Büschen und ergriffen mich. Erschöpft von den schlaflosen Nächten, war ich unfähig, mich zu wehren. Sie schleppten mich mit Gewalt in einen dunklen, ekelhaften Kerker, den ich mit einer schwerkranken, alten Frau teilen musste.

Ratten liefen auf dem Boden herum und rangelten miteinander. Am Anfang empfand ich den Tieren gegenüber Ekel, doch nach und nach akzeptierte ich sie als meine Leidensgenossen. Ich begann mit ihnen zu sprechen, doch sobald die Wächter dies bemerkten, schlugen und peitschten sie mich. Also hörte ich wieder auf damit. Das grösste Elend aber war nicht das Verlies, sondern die Tatsache, dass ich nicht wusste, weswegen man mich dort festhielt.



Erst nach 9 Tagen im Gefängnis konnte ich mich dazu überwinden, die alte, vor sich hin siechende Frau anzusprechen und mit ihr ins Gespräch zu kommen. Sie erzählte mir, dass man sie hier schon über 24 Jahre lang festhalte, und sie in ihrer Zelle auf den Tod warte. Sie sei angeklagt, eine Hexe zu sein, und man wolle ihr den Prozess nicht machen, da sie über unglaublich starke magische Fähigkeiten verfügen solle. Auch ich wäre wohl der Hexerei wegen angeklagt, sonst wäre ich nicht in diesem Trakt gelandet. Sie sagte mir, ich solle mich auf meinen Prozess freuen, nicht einmal den Tod auf dem Scheiterhaufen stelle sie sich so schrecklich vor wie das lebenslängliche Hinsiechen in so einer Zelle. Schon oft habe sie versucht, die Nahrung zu verweigern, doch immer wieder habe man sie zwangsernährt, um ihre Lebensfrist, ihre Leidensfrist, zu verlängern. An ihr würden all die Grausamkeiten verübt, die man den andern nicht antun dürfe.



Ich war schrecklich schockiert darüber, dass sie, anstatt mich zu trösten, mir mit ihren harten Aussagen Angst einjagte. Sie zeigte mir gegenüber kein Mitleid, im Gegenteil, es schien mir, als würde sie all ihren Frust an mir auslassen.

Die Tage verstrichen langsam und waren geprägt von Hunger und Leid. Die Notdurft konnte ich nur einmal am Tag auf einem ekelhaften Plumpsklo verrichten, musste ich häufiger, war eine Ecke in der Zelle die einzige Möglichkeit. Ich spürte, wie mein Körper schwächer wurde und wie meine Seele vereinsamte. Ich traute mich nicht mehr, meine Zellengenossin anzusprechen, weil ich Angst vor ihr hatte.

28. Februar 1599



Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich an diesem Tag war, aber ich weiss noch genau, dass ich unendlich froh war, als man mich in ein anderes, helleres Verlies sperrte. Ich war alleine und konnte über alles Mögliche nachdenken. Mein Zeitgefühl hatte ich schon lange verloren. Ich sass mit einer leeren Seele auf dem kalten, harten Boden und starrte die Mauer an. So machte ich das tage- ja sogar wochenlang.

Hätte ich, während ich abwesend am Boden sass, gewusst, welche Schmerzen und Qualen ich in den nächsten Wochen erleiden würde, hätte ich wahrscheinlich mit blosser Muskelkraft die Gitterstäbe, welche mir den Weg in die Freiheit versperrten, verbogen und wäre geflohen. Doch ich wusste es nicht.

03. April 1599

Vor einigen Tagen hatte ich meine erste Anhörung in einem grossen Gerichtssaal. Es waren viele Leute anwesend, doch ich kannte niemanden. Verzweifelt hörte ich meiner eigenen Stimme zu, die dem Richter weinend die Wahrheit erzählte. Niemand glaubte mir, als ich abstritt, ein Hexenritual auf dem Friedhof gemacht zu haben. Sie lachten über mich, zeigten grinsend mit dem Finger auf mich und verletzten mich mit Worten. Ich sagte nichts über den wahren Grund meines Friedhofaufenthaltes. Geschwächt sass ich auf dem Holzstuhl und war fast unfähig zu atmen vor Schmerzen.

Man hatte mich vor der Anhörung eingeschüchtert und gefoltert. Meine Finger und meine Rippen waren wahrscheinlich fast alle gebrochen, meine Fingernägel ausgerissen, meine Füsse zerschnitten und zerquetscht. Doch nicht einmal diese Qualen liessen es zu, dass ich Luc und mein Kind verriet. Ich sagte nichts. Ich presste meine Lippen zusammen und schwieg, als mich der Richter aufforderte, meine Schuld zuzugeben. Ich legte die Hände auf meinen grossen runden Bauch und schwieg. Das Urteil wurde mir nicht verkündet.



25. April 1599

Der 25. April war der schrecklichste Tag in meinem Leben. Man hat mir an diesem Tag mein Kind weggenommen. Als die Wehen einsetzten, wurde ich zu einer Hebamme gebracht, die mir half zu gebären. Ich war überglücklich, als ich meine Tochter zum ersten Mal in meinen Armen halten konnte und sie an meine Brust liess.

Doch mein Glück hielt nicht lange. Schon nach ungefähr 7 Stunden nahmen sie mir mein Kind weg und sperrten mich wieder in diese menschenunwürdige Zelle.

Ich weinte und konnte nicht fassen, wieso Gott zuließ, dass man mir jedes Glück sofort wieder wegnahm. In den ganzen Monaten, die ich schon hier verbracht hatte, war mein Glaube an Gott und an ein Leben zusammen mit einem kleinen Geschöpf Gottes meine einzige Hoffnung.

Plötzlich begann ich, meine frühere Zellengenossin zu verstehen. Wenn ich es mir eingestand, wartete ich auch schon seit Wochen auf meinen Tod, nicht einmal meine Schwangerschaft konnte diese Gefühle beseitigen, höchstens verdrängen.

Die Gewissheit, dass mir das gleiche Schicksal widerfahren könnte wie der alten Frau, machte mich verrückt, und ich wollte endlich wissen, wie der Richter damals im Gerichtssaal über meine Zukunft entschieden hatte. Man sagte es mir nicht. Auf meine Fragen antwortete man nicht mit Worten, sondern mir Schlägen und Tritten.



August 1599

Ich war überrascht, als man mich damals aus dem Schlaf rüttelte und mir befahl mitzukommen.

Ich hatte Angst, war aber gleichzeitig unendlich froh darüber, endlich wieder einmal ans Tageslicht zu kommen. Ich überlegte mir auf dem stillen Marsch durch die dunklen Gänge des Verlieses, was man wohl mit mir machen wolle und hatte mich noch nicht entschieden, was mir am besten gefallen würde, als wir ans gleissend helle Tageslicht traten. Unfähig, meine Beine zu bewegen, schleiften sie mich durch einen blühenden Garten. Wie lange hatte ich das wohl Selbstverständlichste, das es gab, nicht mehr gesehen, wie lange war es her, dass mir die Sonne aufs Gesicht geschienen hatte. Das alles schien so unendlich lange her gewesen zu sein.

Schon von weitem hörte ich Leute aufgereggt schwatzen und sah, dass irgendetwas im Gange war.





Als man mich um die Ecke schleifte,
erhob sich vor mir ein riesiger,
knorriger, alter Baum aus dem
Boden, der mich seltsam in meinem
Herzen berührte. Ich sah die
Menschenmenge und schlagartig
wurde mir alles klar. Ich befand mich
auf dem Weg zu einer Hinrichtung.
Auf dem Weg zu meiner Hinrichtung.
Ich zuckte zusammen, als man mich
ruckartig auf einen Holzschemel
stellte und mir befahl, stillzuhalten..
Ich spürte wie mir ein Strick um den
Hals gebunden wurde und hörte, wie
man meine Anklage vorlas. Ich
konnte die Menschen nicht sehen,
spürte jedoch die bedrückte Stimmung
und konzentrierte mich auf meinen
Atem, damit ich an nicht anderes
denken musste.



*Mein Leben lief nicht vor
meinen Augen ab wie ein
Film, das Letzte, das ich
wahrnahm, war eine
unbeschreibliche Stärke, die
mich durchströmte. Ich
wusste, dass ich eine Macht
auf meiner Seite hatte. Eine
Macht, die genug stark war,
mich zu befreien und zu
retten.*

*Ich fand mich im
Krankenhaus wieder und
man sagte mir, dass Gott das
Urteil vollstreckt habe und
den Ast mit dem Strick
daran bersten liess. Ich
wurde tatsächlich gerettet.
Ich war frei.*

26. Oktober 1611



Heute war ich wieder auf dem Friedhof am Grab von Luc. Inzwischen habe ich seinen Tod überwunden und bin mit meinem Mann Jerôme und meinen Kindern Lucia und Jerruel sehr glücklich. Ich stand wieder stundenlang vor meinem Baum und dachte über alles Mögliche nach.

Ich habe gelernt mit dem, was ich durchmachen musste, zu leben, kann mich jedoch noch immer an jede Nacht, jede Minute in diesem stinkenden Kerker erinnern.

Heute bin ich überzeugt davon, dass der Baum seinen Ast brechen liess, damit ich weiterleben kann. Es scheint mir, als würde er mich mit alten, traurigen Augen ansehen. Es

kommt mir vor, als möchte er mir seine Geschichten erzählen und, so seltsam es auch klingen mag, tut er das jedes Mal, wenn ich vor ihm stehe. Auf komische Art und Weise fühle ich seine Gefühle, seine Schmerzen und sein Glück.

ENDE